

„Für uns war und ist er ein fester Teil der Familie“ – Gespräch mit der Pflegemutter eines unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten

Familie H. aus Rostock entschloss sich 2015, Usman, einem aus Syrien geflüchteten Jugendlichen ein neues Zuhause in ihrer vierköpfigen Familie zu bieten. Im Gespräch mit uns erzählt die Pflegemutter davon, wie es dazu kam und warum so sie ein Modell der Pflegschaft weiterempfehlen kann.

Sie haben sich 2015, in der Zeit der sogenannten Flüchtlingswelle, entschlossen, einen damals 15jährigen afghanischen Jugendlichen als Pflegekind aufzunehmen. Wie kam es zu dieser Entscheidung?

Mein Mann und ich hatten schon lange die Vorstellung, zu unseren eigenen beiden Kindern ein weiteres Kind aufzunehmen, das eine Familie braucht. Sicher spielt dabei eine Rolle, dass ich selbst mit drei Schwestern und drei Pflegekindern aufgewachsen bin. Ich stamme aus einem evangelischen Pfarrhaus im Schwäbischen und meine Eltern haben in den 1980er Jahren drei kambodschanische Jungen aufgenommen, die als Flüchtlingskinder nach dem Zusammenbruch des Pol-Pot-Regimes in thailändischen Flüchtlingslagern gestrandet waren. Ihre Eltern hat man nie gefunden. Sie gehören bis heute zu unserer Familie. Im Elternhaus meines Mannes gab es ebenfalls vier Kinder und immer wieder Gastkinder. Ein Kind aufzunehmen war für uns immer eine Option. Als klar war, dass wir in Rostock bleiben würden, haben wir an einem Vorbereitungskurs des Pflege-Familien-Zentrums der Caritas teilgenommen.

Und dann kam das Jahr 2015 und damit die so genannte Flüchtlingswelle?

Ja, das geschah, als wir den Kurs gerade abgeschlossen hatten. Zu diesem Zeitpunkt war ich bereits ehrenamtlich mit jungen Flüchtlingen befasst, die seit 2014 in unsere Biestower Kirchengemeinde kamen. Durch viel ehrenamtliches Engagement wurde dort eine intensive Flüchtlingsarbeit mit Sprachkursen, Fahrradwerkstatt, Nähkursen, Beratung u.a. aufgebaut, die bis heute besteht. Wir hatten also keine Berührungängste mit Menschen aus einem anderen Kulturkreis – im Gegenteil: wir fanden diese

Begegnungen interessant und bereichernd. Vielleicht muss ich auch ergänzen, dass mein Mann und ich schon vor unserer Familiengründung länger im Ausland tätig waren. Mein Mann arbeitete zwei Jahre lang als Arzt in Afghanistan, ich nach dem Abitur in einem indischen Kinderheim. Später war ich als Sozialarbeiterin in der Diakonie für die Integration jugendlicher Aussiedler aus Russland tätig. Wir wussten ein bisschen, wie es in der Welt zugeht. Und so war sich unsere Familie 2015 schnell einig, dass wir einem Flüchtlingskind ein Zuhause bieten möchten. Dabei hatten wir jedoch zunächst an ein zehn- oder elfjähriges Mädchen gedacht. Unsere Tochter war zu diesem Zeitpunkt dreizehn Jahre alt und hätte dann eine kleine Schwester bekommen.

Und so kam es dann aber nicht...

Ja, dieser Gedanke war naiv. Es sind eben keine kleinen Mädchen, die alleine auf der Flucht sind und in Deutschland ankommen. Diese sind mit Familie, Tante oder Onkel unterwegs oder werden im Zuge des Familiennachzugs nachgeholt. Alleine auf die Route schickt man in der Regel halbwüchsige Jungs, da sie die besten Chancen haben, die Tortur einer monatelangen Flucht zu überleben. Und so schlug man uns dann vor, einen fünfzehnjährigen jungen Afghanen aufzunehmen, der im Kinder- und Jugendnotdienst gelandet war, nachdem seine Minderjährigkeit bestätigt worden war. Er hatte geäußert, dass er unbedingt in einer Familie leben möchte.

Wie fühlte sich denn Ihre erste Begegnung mit Usman an, damals im Jugendnotdienst?

Man lud uns dorthin ein, um ihn kennenzulernen. Zunächst konnten wir gar nicht glauben, dass er erst fünf-

zehn Jahre alt war, er sah älter aus. Später verstand ich, dass diese Jungen, die ein halbes oder ganzes Jahr allein auf den Fluchtrouten nach Mitteleuropa unterwegs sind, in dieser Zeit enorm altern: ihre Gesichtszüge erzählen von ihren Erlebnissen, einige bekommen graue Haare. Als Usman dann zu uns kam, wurde schnell klar, dass er keinen Deut älter war als er angegeben hatte – er sah jeden Tag ein wenig jünger aus. Zudem konnte er sein Geburtsjahr nun auch durch eine Geburtsurkunde belegen: Er ist ein Jahr jünger als unser Sohn und zwei Jahre älter als unsere Tochter.

Bei dieser ersten Begegnung half ein älterer Freund, der gut Englisch sprach, bei der Verständigung. Usman konnte damals weder ein Wort Deutsch noch Englisch. Er war auf die Reise geschickt worden, nachdem die Taliban seinen älteren Bruder entführt hatten, der als IT-Ingenieur für das afghanische Bildungsministerium gearbeitet hatte. Inzwischen wissen wir, dass er umgebracht wurde. Die Familie wurde schon lange von den Taliban bedroht – Usmans Vater war Leiter einer Mädchenschule, was den Taliban ein Dorn im Auge war. Als die Familie einen Drohbrief erhielt, dass Usman das nächste Opfer sein würde, entschied der Vater, dass Usman, sein einzig verbliebenes Kind, fliehen müsse. Er organisierte Geld für die Fluchthelfer, um ihm außer Landes zu bringen und ihm anderswo eine Zukunft zu ermöglichen.

Zum Zeitpunkt unseres Kennenlernens lagen neun Monate Flucht hinter Usman - von Afghanistan über Pakistan, Iran, die Türkei und dann die ganze Balkanroute entlang. Weitergereicht von Schleuser zu Schleuser, in kleinen Gruppen unterwegs. Nächtelange Fußmärsche durch unwegsames Gelände, über Gebirge, ohne Essen, oftmals unter Beschuss oder von Hunden der Grenztruppen gejagt. Immer wieder festgesetzt, so etwa im Iran, wo man ihn für drei Monate mit anderen Flüchtlingen in einem Raum einsperrte, um vom Vater in Afghanistan, der für die Flucht bereits alles hergegeben hatte, erneut Geld zu erpressen. Erst als dieser weitere 2000 Dollar beschafft hatte, ging es weiter.

Bei allem Hunger, aller Angst und aller Trostlosigkeit gab es trotzdem Sternstunden - der Menschlichkeit, möchte ich sagen. Einmal nahm ein Bewacher in Teheran Usman nachts in seinem Auto mit, um ihm die wunderschöne Stadt zu zeigen, nachdem er wochenlang das Zimmer nicht verlassen dürfen. Ein anderes Mal lag er tagelang krank in einem Park in Istanbul – nichts ging mehr. Er war ausgehungert, dehydriert und dachte, er werde sterben. Da nahm ihn ein Mann, der jeden Tag dort vorbeikam, einfach mit, brachte ihn ins Krankenhaus und bezahlte die Behandlung. Das hat ihm vermutlich das Leben gerettet.

Eine Geschichte wie die vom Barmherzigen Samariter in der Bibel. Er hat diesen Mann nie wieder gesehen. Eine unglaubliche Geschichte. Usman wurde gesund und schließlich kräftig genug, seine Flucht fortzusetzen – über Bulgarien, Kroatien, Serbien, Österreich, bis in die zentrale Erstaufnahmestelle in Passau und schließlich nach Horst in Mecklenburg-Vorpommern, von wo er dann nach Rostock vermittelt wurde.

Wussten Sie gleich bei dieser ersten Begegnung, dass Sie ihn bei sich aufnehmen würden?

Nicht ganz. Wir erbaten uns zunächst Bedenkzeit und fuhren nach Hause, um die Sache in der Familie zu beraten. Ich erinnerte daran, dass wir an ein jüngeres Kind gedacht hatten. Mein Mann war ebenfalls unsicher. Die Argumente wurden hin- und hergewendet. Bis uns unsere Kinder unterbrachen und riefen: „Was muss einem Flüchtlingskind denn noch alles passieren, dass ihr es aufnehmt?“ Das hat uns beschämt. Usmans Erzählungen hatten sie beide sehr beeindruckt. Sie hatten keine Zweifel und wollten ihm gern Bruder und Schwester sein. Damit war die Entscheidung gefallen - eine Entscheidung, die wir seitdem nicht bereut haben.

Und obwohl Usman weder Deutsch noch Englisch konnte, verstanden wir uns sofort. Wir erlebten ihn als freundlichen Menschen, und gaben ihm von Anfang an volle Unterstützung. Dazu gehörte auch, dass er oft seine Freunde mitbrachte. Das was für ihn ungeheuer wichtig, ein Stück Heimat inmitten all des Neulands. Mit ihnen hatte er teilweise die Flucht erlebt, eine sehr verbindende Erfahrung. Wir wollten, dass sich auch die Freunde bei uns wohlfühlten und wir sie kennenlernten. Das war uns lieber, als dass er immer unterwegs gewesen wäre. Seine Freunde wiederum fanden es schön, eine deutsche Familie hautnah kennenzulernen. Da war eine Abwechslung zu ihrer Wohngruppe.

Das heißt, Usmans Freunde lebten damals alle in Wohngruppen?

Ja. Usman war der Einzige, der sich eine Unterbringung in einer Familie ausdrücklich gewünscht hatte – was der Grund dafür war, weshalb dieses Pflegeverhältnis überhaupt zustande kam. Denn eigentlich war so ein Modell damals nicht vorgesehen. Die Hansestadt Rostock war davon überzeugt, dass es zur Unterbringung in Wohngruppen keine Alternative geben sollte. Dabei kostet die Unterbringung von Kindern in Pflegefamilien ein Viertel von der Unterbringung in einer Wohngruppe.

Denken Sie aus dieser Erfahrung heraus, dass so ein Familienanschluss, wie Sie ihn Usman ermöglicht haben, auch eine andere Qualität von Integration ermöglicht?

Ich denke schon. Über Usman und seine Freunde glaube ich, einen gewissen Einblick in das Leben in Wohngruppen zu haben. Da gibt es welche, die sehr gut funktionieren und wo eine persönliche kontinuierliche Betreuung der Jugendlichen stattfand. Aber eben auch andere, in denen die Jungs viel auf sich alleine gestellt waren und das Personal im Schichtdienst mit großer Fluktuation arbeitete. Sicher war die Situation 2015 auch eine Herausforderung für das Jugendamt – diese Wohngruppen mussten spontan entstehen, Träger und Personal gefunden werden. Aber ich habe mich öfter gefragt, warum die Jungen spontan bei uns übernachten konnten, ohne dass sie jemand vermisste. Oder warum sie nachts so lange in der Innenstadt unterwegs waren, wenn am nächsten Morgen die Schule auf sie wartete. Schließlich waren sie alle minderjährig.

Eine Familie ist verbindlicher, eine Kontinuität, ein Zuhause. Da gibt es Regeln. Da spielt das gegenseitige Vertrauen eine große Rolle. Usman hat vom ersten Tag an geschätzt, dass wir alles mit ihm teilen. Entsprechend hat er sich bei uns eingebracht und wollte nicht enttäuschen. Für die Integration ist eine Familie sicherlich von Vorteil. Es geht ja nicht nur darum, dass das Kind die deutsche Sprache schnell erlernt, sondern auch darum, ihm unsere Gesellschaftsregeln, unseren Wertekanon, unseren Umgang miteinander beispielhaft vorzuleben. Viele Jungen aus islamischen Ländern sind von der Freiheit, die sie hier erleben, begeistert. Aber es ist eben nicht alles okay. Und es gibt Sanktionen. Das kann man im familiären Umgang miteinander gut vermitteln.

Gab es auch Dinge, die sie bei der Organisation ihres Zusammenlebens schwierig fanden?

Ich fand es nicht schwer – ich würde eher sagen, dass es interessant war. Es hat uns aufgefordert, vieles zu überdenken, was für uns selbstverständlich war. Wie vermitteln wir was? Was ist für uns unverzichtbar? Wieviel Anpassung kann man von ihm verlangen, ohne dass er sich selbst aufgibt? Aber wir haben immer einen Weg gefunden, ihm und uns gerecht zu werden. Ein Kind, das mit vierzehn Jahren seine Heimat und seine vertraute Umgebung verlässt, ist eben durch diese tief geprägt und bringt seine Geschichte mit an den Familientisch. Auch seinen islamischen Glauben und seine Speisegebote zu tolerieren, war nicht schwer, das hat eher für Respekt und Abwechslung gesorgt. Im Gegenzug respektiert er uns mit unseren Traditionen: er geht Weihnachten mit uns in die Kirche, da-

für darf er während des Ramadan nachts die Küche verwüsten.

Gab es immer Kontakt zu seinen Eltern in Afghanistan?

Während der Flucht und der ersten Zeit in Deutschland hatte Usman keinen Kontakt zu ihnen, erst 2016 konnte er ihn wieder herstellen. Mit Usmans Flucht hatten auch die Eltern aus Angst das Dorf verlassen und waren innerhalb des Landes auf der Flucht. Der Vater war nur über Internetcafés erreichbar, eine Handynummer wäre von den Taliban geortet worden. Zu diesem Zeitpunkt ging es seiner schon lange asthmakranken Mutter immer schlechter. Als die Grenzen nach Pakistan geschlossen wurden, konnte sie ihre Therapie dort nicht mehr fortsetzen. Wir haben dann ein Sauerstoffgerät für sie organisiert und nach Afghanistan geschickt, das hat ihr sehr geholfen. Dann, im Mai 2017, verstarb Usmans Vater an einem Hirnschlag, die Mutter ein halbes Jahr später an ihrem Asthma – und wohl auch an der Trauer. Sie hatte ja niemanden mehr: Vater und ältester Sohn waren tot, ihr jüngster Sohn unerreichbar weit weg in Deutschland. Damit wurde Usman innerhalb kürzester Zeit Vollwaise. Das war eine furchtbare Zeit für ihn. Er hätte sie so gerne noch einmal wiedergesehen.

War damit klar, dass er nun bei Ihnen bleiben würde?

Leider nicht – Usmans Asylantrag war abgelehnt worden. Das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BAMF) war der Meinung, dass bei ihm keine persönliche Bedrohung vorliege und es in Afghanistan sichere Zonen gäbe. Alle von uns vorgelegten Dokumente – darunter der Drohbrief der Taliban, der Zeitungsbericht über die Ermordung seines Bruders – wurden nicht anerkannt, weil es afghanische Dokumente waren, die in Deutschland nicht legalisiert sind. Inzwischen war die Vormundschaft für Usman vom Jugendamt auf meinen Mann übergegangen und so klagten wir gegen den Bescheid. Doch uns war klar, dass die Chancen einer Flüchtlingsanerkennung für Usman weiterhin gering waren.

Ab seinem 18. Geburtstag hätte Usman nach Afghanistan abgeschoben werden können. Deshalb stellten wir nach dem Tod des Vaters einen Antrag auf Adoption beim Familiengericht. Dem fügten wir ein notariell beglaubigtes Schreiben der Mutter bei, in dem sie den Wunsch formulierte, dass Usman von seinen Pflegeeltern in Deutschland adoptiert werden soll. Drei Wochen nachdem sie dieses Papier aufsetzte, starb sie. Es war ihr letzter Wunsch. Wir als Familie waren uns einig: Wir wollen, dass Usman bei uns bleibt, so wie er selber bei uns bleiben möchte. Wir gehören zusammen.

Und die Adoption gelang dann unkompliziert?

Das hatten wir gehofft. Aber während das Rostocker Jugendamt unser Anliegen unterstützte, sah das Landesjugendamt juristische Hemmnisse und sprach sich in einem Gutachten gegen die Adoption aus.

Uns wiederum wollte nicht einleuchten, warum bei uns nicht möglich sein sollte, was in anderen Bundesländern bereits geschehen war: Dass Pflegeeltern ein islamisches Flüchtlingskind adoptieren, das bereits mehrere Jahre in der Familie lebte. Und warum ein Kind, das die leiblichen Eltern dem deutschen Staat sozusagen anvertraut haben, aufgrund der Familiengesetze im Herkunftsland nicht adoptiert werden kann. Letztlich verdanken wir der Tatsache, dass Usman inzwischen Vollwaise war, und der Entscheidung einer mutigen Familienrichterin, dass die Adoption gelang. Als wir aus dem Gerichtsgebäude herauskamen, küsste Usman erstmal die Erde und ich weinte. Letztlich hat mir die souveräne Entscheidung der Richterin meinen Glauben an den Rechtsstaat zurückgegeben, der zwischenzeitlich ziemlich erschüttert war. Diese richterliche Unabhängigkeit, über alle Behörden und Gutachten hinweg, das kann man nicht hoch genug schätzen in unserem Land.

Wie weit ist Usmans Ausbildung jetzt gediehen und wie geht es nun für ihn weiter?

Usman hat gerade seine Mittlere Reife geschafft – das hat ihn sehr gefordert und wir sind dankbar, dass das geklappt hat. Im August beginnt er einen Rettungssanitäterkurs. Danach folgt vielleicht eine dreijährige Ausbildung zum Notfallsanitäter. Sein Traum ist es, irgendwann einmal zur Polizei zu gehen - die liebt er, weil er sie aus Afghanistan als Garant von Recht und Ordnung, als Schutz vor Taliban und IS kennt. Aber hier sind die Hürden bekanntlich ja sehr hoch.

Lässt sich zusammenfassend sagen, dass Sie eine solche Pflegschaft für unbegleitete minderjährige Geflüchtete empfehlen können?

Wenn es Familien gibt, die dafür genug Zeit erübrigen können – denn die braucht man unbedingt – und offen für den anderen Kulturkreis und die schwierigen Erlebnisse dieser Kinder sind, kann dies eine wirklich gute Lösung für sie sein. Und sie ist eine gute Alternative zu den Wohngruppen, wo junge Geflüchtete oftmals nur unter anderen Geflüchteten wohnen.

Der entscheidende Unterschied liegt wohl darin, dass ein Kind, das in eine Familie aufgenommen wird, hier ein neues Zuhause findet. Das kann eine Wohngruppe nicht in

diesem Maße sein, sie ist auf Zeit angelegt und unterliegt eigenen Gesetzen. Ich denke, eine Familie bietet mehr Wärme und Stabilität. Das heißt nicht, dass es dort nicht auch Höhen und Tiefen, Streit und Diskussionen gibt, aber das Zusammengehörigkeitsgefühl überwiegt. Eine Familie bietet ein Zuhause, mit Regeln aber auch mit Verlässlichkeit, Vertrauen und Schutz. Das ist es, was minderjährige Geflüchtete oftmals suchen - eine neue Heimat. Wer sich traut, eine solche neue Heimat für ein Flüchtlingskind zu sein, investiert viel, bekommt aber auch viel zurück.

In meinen Augen ist die Aufnahme eines minderjährigen Geflüchteten eine besondere Form der Pflegschaft. Hier geht es um eine kürzere Betreuungszeit, um Integration im weitesten Sinn. Der Fokus bleibt auf der eigenen Familie. Die leiblichen Eltern müssen nicht „mitbetreut“ werden, die Rückführung des Pflegekindes in die Ursprungsfamilie ist kein Thema, wie das bei „normalen“ Pflegeverhältnissen sonst wichtig und gefordert ist. Gerade für aufgeschlossene Familien, vielleicht auch mit etwas älteren Kindern, kann die Aufnahme eines geflüchteten Kindes eine große Bereicherung sein. Ich kann mir gut vorstellen, dass es bei uns Familien gibt, die sich zwar keine Betreuung eines kleinen Kindes zutrauen, aber bereit wären, einen Jugendlichen ins Erwachsenenleben zu begleiten. Außerdem stehen die Mitarbeiter des Pflege-Familien-Zentrums immer begleitend zur Seite. Wir, für unseren Teil, möchten gerne dazu ermutigen.



Herausgeber:

Caritasverband für das
Erzbistum Hamburg e.V.
Region Rostock
Andreas Meindl (Regionalleiter)

„Das Kind im Blick“
Pflege-Familien-Zentrum
Redaktion: Kristina Koebe